SCHLACHTEN IM WESTEN

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 11. März 1936 / Folge 5

Kameraden!

Wir wollen uns von Männern, die im Weltkriege draußen an der Front gestanden haben, von Schlachten im Westen berichten lassen.

Wir könnten ebensogut irgendeinen anderen Kampfabschnitt betrachten, denn überall, wo im großen Kriege Deutsche für ihre Heimat standen und stritten, sehen wir die gleiche Einsatzbereitschaft, den gleichen Mut, die gleiche Haltung.

Wir sprechen heute nicht von den ersten Kriegsjahren, wo Deutschlands Jugend in einem Taumel der Begeisterung zu den Fronten eilte, wir sprechen von 1918, dem letzten und schwersten Jahr, in dem der deutsche Soldat, ausgepumpt und ausgemergelt, ohne Hoffnung auf einen Erfolg, draußen auf verlorenem Posten stand . . . und dennoch aushielt.
Es ist in diesen Berichten viel von Leiden und Sterben die Rede, aber niemals hören wir von Klagen. Der Frontkämpfer erfüllte selbstverständlich seine Pflicht. Und selbstverständlich stand am Ende dieses tapferen Lebens ein tapferes Sterben; denn wer sein Leben mutig anpackt, dessen Tod ist als Abschluß dieses Lebens wohl ebenso ein Ausdruck seiner inneren Haltung, wie dieses.

Die Toten des großen Krieges sind nicht gefallen, damit wir trauernd an ihren Gräbern stehen. Wenn sie uns ein Vermächtnis hinterlassen haben, dann dieses, daß wir unser Leben frisch und kraftvoll anfassen und es gleich dem ihren in den Dienst der großen Idee stellen, die Deutschland heißt. Ein tapferer Tod wird dann der natürliche Abschluß eines solchen Lebens sein.

Wenn wir die große unzertrennliche Gemeinschaft der Frontkämpfer sehen, dann wollen wir weiter bedenken, daß eine Gemeinschaft immer aus lauter einzelnen Menschen besteht. Ist dieser Einzelne groß, dann ist es auch die Gemeinschaft. Darum wollen wir an uns arbeiten, daß wir ganze Kerle werden, damit die Gemeinschaft unseres Volkes so groß wird, daß sie nicht überwunden werden kann.

Reimund Schnabel

Großangriff 1918 . . .

Es war eine Stunde nach Mitternacht.

Im Tal ſpähten brennende Augen in die Nacht, warteten klopfende Herzen. Stahlhelme blinkten matt im Nebel. — Oben am Hang waren immer wieder tappende Füße zu hören, der kleine Bach gurgelte in ſeinem ſumpfigen Bett, tiefer und tiefer ſenkte ſich der Nebel, es war feucht, es war kalt.

Da und dort hämmerten einige MG's vom Feinde herüber, zwitſchernd ſtrichen die Geſchoßgarben über den Boden hin, runde Stahlhelme duckten ſich in die Erde. „Wartet nur, wartet nur . . . es wird euch blau vor den Augen werden! . . .“ Ein Blick auf die Uhr: „Noch vierzig Minuten!“ Hände faſſen die Gewehre feſter, faſſen nach den Handgranaten im Sandſack.

Hoch oben vom Hang erwidert ein ſchweres deutſches MG das Feuer, dann ſchweigt es wieder. Eine ganz normale Nacht. So wird das hier wohl immer geweſen ſein, ein bißchen Geknalle, hin und wieder ein paar Granaten . . . Schmidt I iſt helle. Er iſt zum zweiten Male vorn, aber ſo etwas merkt ja ſelbſt ein Rekrut. Links hinter ihm liegt Albert Berg, der Sanitäter. „Na, wenn ich 'n Kopfſchuß kriege, hab' ich's ja nicht weit bis zur erſten Pille Aſpirin“, knurrt er den langen Thüringer an. Die Nachbarſchaft paßt dem Jungen nicht, er denkt an den 21. März. Heute wenigſtens möchte er mitmachen können bis zum Schluß.

„Nu mecker hier nich über den Albert; ick bin froh, det der da iſt. Wirſt'n vielleicht noch neetich ham“, meint in aller Gemütlichkeit Fritz Stöttner, der Berliner.

„Wie ſpät, Schmidt?“

„Ein Uhr achtunddreißig.“

„Alſo, ich glaub' wirklich, der Franzoſe hat keine Ahnung. Sonſt müßte der doch jetzt mit ſeiner Artillerie loslegen —“

Der Thüringer hat das kaum geſagt, da iſt plötzlich ein Heulen in der Luft, es faucht pfeifend heran, eine harte Fauſt preßt die Köpfe in die Erde, ein Hammer ſchlägt mit Gebrüll in den Boden, die Erde zittert, bäumt ſich auf, der ſchlammige Boden hebt ſich in die Luft, platzt . . . knapp dreißig Meter vor ihnen ſind vier dicke Brocken niedergegangen. Es riecht nach Schlamm und Pulver . . .

Schmidt I preßte ſich in den Dreck, die Fäuſte in die Erde gekrallt, und er möchte ſchreien vor Freude: keine Spur von Furcht empfindet er. Er iſt erſchrocken, das heulende Getöſe der Exploſionen, der pfeifenden Splitter hat ihn zuſammenfahren laſſen, aber keine Spur von Todesangſt iſt in ihm.

Nur eine einzige Angſt: Angſt um den Angriff. Hat der Feind doch etwas bemerkt? Fängt er mit dem Sperrfeuer an?

Nur flammt es da und dort beim Schangel auf, oben auf der Höhe, wenige Sekunden ſpäter ſind die Granaten da, mal näher, mal weiter. Einige Maſchinengewehre rattern.

Die deutſche Stellung iſt ruhig.

Das feindliche Feuer ebbt ab, ſchläft ganz ein. Da geht in halber Höhe des vom Feinde beſetzten Hanges eine einſame Leuchtkugel hoch, ſie platzt und ſchwebt langſam an ihrem Fallſchirm nieder. Taghell iſt der Boden unter ihr.

„Menſch, iſt das ſteil ... Meine Freſſe, da ſollen wir rauf? Da ſollen wir rauf?"

„Jawohl, da ſollen wir rauf", ſagt ruhig Stöttner, der Aktive, der ſeit 1914 mitmacht.

„Wie ſpät, Schmidt I?" Füſilier Schmidt I hat eine Uhr mit Leuchtzifferblatt.

„Einundfünfzig."

„Noch neun Minuten."

Noch neun Minuten, dann werden mehr als viertauſend feurige Schlünde zu brüllen beginnen, dann werden auf unſichtbaren Geleiſen die glühenden Todesboten ihre Bogenbahn beginnen, dann werden die ſchweren Minen durch die Luft torkeln ...

Die Herzen der deutſchen Soldaten hämmern laut und entſchloſſen, ihre Stirnen ſind kalt und weiß, die Augen werden hart und härter, und es iſt todesſtill im Tal der Ailette. Nur der Bach gluckert leiſe durch den Sumpf, nur der Wind flüſtert in den Zweigen der Erlen und Weiden, der wenigen Erlen und Weiden, die noch ſtehen.

Noch acht Minuten.

Kein Wort mehr in den deutſchen Schützenlinien, in den Sturmkolonnen. Sie warten.

Und andere warten, hinter den deutſchen Stellungen: beſpannt ſtehen die Lazarettwagen da, die Ärzte und Sanitäter und Lazarettgehilfen, Wagen mit Tragbahren, Wagen mit Verbandszeug, mit Arzneien, mit Meſſern und Sägen, Wagen mit Stroh gefüllt, die hinter der vorbrechenden Truppe vorgehen werden.

Auf den rieſigen Feldlazaretten leuchtet groß das rote Kreuz, Reihen und Reihen von Betten mit weißem Leinen beſpannt, Reihen von Pritſchen ſtehen da dicht bei dicht, große Zelte für fünfhundert Verwundete abgeteilt in einzelne Rechtecke, die numeriert ſind, und für jede Abteilung und jede Nummer iſt ſchon ein Sanitäter beſtimmt, und auch er wartet. Die Erde wartet, Gräber ſind gegraben ſchon vor dem großen Angriff, und die Gräber atmen wie Menſchen, die offenen Gräber warten ...

Noch ſieben Minuten.

Die Nacht iſt kalt. Der Nebel liegt wie ein dickes, ſchweres, ſchweißkaltes Leichentuch über dem Moraſtgrund des Tales. Oben auf den Höhen ſtehen die Kanoniere an ihren Geſchützen, die Granaten ruhen in den Rohren, unbewegt, kalt, geladen mit dem Tode. Bei jedem Geſchütz ſtehen ein, zwei Mann, Granaten im Arm, bereit, den nächſten Tod in die runde Wandung gleiten zu laſſen.

Noch ſechs Minuten.

An den Granatſtapeln warten andere; ſie werden ſich niederbeugen und

das nächſte Geſchoß auf die Arme nehmen und dem gefräßigen Raubtier mit dem Eiſenmaule zutragen, denn es wird nach Speiſe brüllen, immer wieder nach Nahrung brüllen.

Noch fünf Minuten.

In den Unterſtänden der deutſchen Stellungen, in dicht verhangenen Zelten ſitzen bei trübe brennenden Laternen, bei Kerzenlicht oder bei Taſchenlampen die Artillerieoffiziere. Die letzten Wettermeldungen ſind eingetroffen, die Meldungen über Luftfeuchtigkeit, Windſtärke, Windrichtung. Die Offiziere ſitzen über Rechenſchieber, über Tabellen und Tafeln gebeugt und prüfen die Angaben, rechnen und addieren in fliegender Haſt und geſammelter Ruhe, tragen die Ergebniſſe auf Zettel ein. Ordonnanzen warten. Es darf keine Kurzſchüſſe geben, jedes befohlene Ziel muß erfaßt werden ... ſie ſitzen und rechnen, das Gehirn arbeitet, gleich brüllt das Feuer auf, aber ſie zwingen ſich zur Ruhe, zur Beſonnenheit, ihre Augen gleiten lange Zahlenreihen auf und ab, ſie legen hier Entfernung zu, ſie brechen dort Entfernung ab, Flughöhe, Luftgewicht, Pulvertemperatur, es ſchwirrt ihnen im Kopf, die Kerzen flackern, draußen tappen Schritte, Stimmen flüſtern, die Ordonnanzen eilen mit den Meldezetteln zur Batterie, die Nacht iſt dunkel und ruhig, ſehr ruhig.

Noch vier Minuten.

Dicht hinter der erſten deutſchen Stellung ſtehen die Pionierkompanien, ſtehen Armierungsbataillone und Bautruppen bereit mit Wagen, Gefährten, Geräten aller Art. Da liegen fertige Brückenſtege, die nur über Trichter und Gräben geworfen zu werden brauchen, da liegen Balken und Pfoſten, Bretter und dicke Planken, da warten Wagen mit Schotter, mit Steinen. Noch im Trommelfeuer werden ſie vorgehen, werden die Ailette überbrücken, werden Wegroſte und Sumpfſtege auslegen. Die Geſpanne der Artillerie warten, ſie ſollen die Geſchütze vorziehen, die Batterien, die mit den Sturmbataillonen der Infantierie vorſtoßen werden. Für die Munitionskolonnen, die Lazarettwagen, die Feldküchen müſſen die Straßen durch das Trichtergelände ausgebeſſert, neue Wege gebaut werden. Gleich werden die Peitſchen knallen, gleich werden die Pferde anziehen, gleich werden die Männer ſich bücken und die fertig gezimmerten Laufſtege vortragen, immer vier Mann einen Steg. Sie faſſen die großen Scheren feſter, mit denen ſie die Drahtverhaue zerſchneiden ſollen. Die Pioniere warten, die Pioniere werden als erſte vorgehen, noch vor der Infanterie.

Noch drei Minuten.

Schmidt I, neunzehn Jahre alt, Notabiturient, mit warmen, leuchtendbraunen Augen, Füſilier im Füſilierregiment von Steinmetz Nr. 37, Schmidt I wartet. Rechts von ihm und links von ihm warten ſie, Kameraden, Offiziere, Regimentskommandeure. Oben auf der Höhe ſtehen Diviſionsgenerale vor ihren Unterſtänden und ſehen nach Weſten und warten. Im Stab der Armeegruppe, in irgendeinem Schloſſe dicht an der Front, wartet der Kommandierende General. Und noch weiter

zurück warten der Armee-Oberbefehlshaber, Hindenburg und Ludendorff und das Große Hauptquartier warten und horchen in die Nacht und ſehen auf die Uhren.

Denn das wird man weit hören, das wird viele aus dem Schlaf wecken, viele Generäle und Staatsmänner werden ſchlecht träumen ab 2 Uhr morgens am 27. Mai.

Noch zwei Minuten.

Die Heimat in deinem Rücken, Schmidt I, die Heimat ruht und ſchläft. Der Flieder blüht im Garten vor dem Vaterhauſe, die Birken tragen den hellgelben Frühlingsſchmuck der langen Blütenwedel, auf den Balkonen der Großſtädte blühen Geranien und Levkojen, über die Dächer ſchreiten die Kater, und in den Ställen der Dörfer ſtampfen die Pferde im Schlaf.

Ob deine Mutter ſchläft, Schmidt I? Wer kann es wiſſen! Deine Mutter iſt eine alte Frau, ſie findet wenig Schlaf in dieſen Nächten des Krieges, ſie liegt jetzt in den Kiſſen, und ihr weißes Haar iſt weiß wie das Leinen. Vielleicht ſtehen ihre Augen offen und ſtarren zur Decke, tränenlos und glanzlos ... Aber ob ſie ſchläft oder wacht, ihre Gedanken ſind bei dir, Schmidt I, bei ihrem Jüngſten, ſie will dir helfen, und ſie redet dir zu und hilft dir wirklich.

Aber denkſt du an ſie? Nein, du denkſt an die nächſten Stunden, an die geſammelte Kraft deiner Nation hinter dir und an den Feind vor dir. Du haſt es gut, Schmidt I, du haſt es leicht.

Vielleicht ſchreit jetzt die Braut deines Freundes Albert Berg, der hier neben dir im Dreck liegt und wartet, im Schlafe auf, vielleicht wimmern die Kinder deines Kameraden Fritz Stöttner, des Berliner Arbeiters, jetzt in ihren Betten und verlangen nach dem Vater, der nun ſchon wieder ſeit vier Wochen im Felde iſt.

Wer weiß es, Schmidt I!

Ihr habt es leicht, ihr hier an der Front. —

Noch eine Minute.

Die Offiziere ſtehen an den Geſchützen, an Langrohren, an Haubitzen und Mörſern; an den Minenwerfern knien die Bedienungen, den Blick auf die Uhr gerichtet. Und der kleine Zeiger wandert im Kreiſe, unruhig wie immer, eilig wie immer, nicht langſamer, nicht ſchneller. Der kleine Zeiger iſt unſchuldig.

Einunddreißig, zweiunddreißig, dreiunddreißig, vierunddreißig, fünfunddreißig ... die letzte Minute.

Schmidt I ſieht zurück, ſieht mit Augen, die glanzlos ſind vor Erregung, hinauf zu der deutſchen Hauptſtellung hoch oben über Ailette, die ſie vor zwei Stunden durchſchritten haben. Und da ziehen ſich ſeine Augen zuſammen zu zwei ſchmalen Spalten: ein Feuerkranz ſteht plötzlich über dem Hang, ein Feuerwall, der Himmel und Erde mit glühendem Glanze trennt.

Und dann bricht es herein. Tauſende von eiſernen Raubtieren ſpeien feurigen Mundes ihre todgeladene Fracht in den Himmel hinauf,

Haubitzen, Mörser und Schiffsgeschütze, Granatwerfer und Minenwerfer beginnen ihr Werk. Die Nacht wird aufgerissen bis auf den Grund und zuckt in blutigem Krampf.
Es fällt mit glühenden Eisenhämmern auf die Maschinengewehrnester, es tobt auf die Feldwachen und Minenwerferstände herab, es heult donnernd mit Gefauch und Gepfeife auf die Beobachtungsposten und die vorgeschobenen Sappen des Feindes, die im Tal der Ailette liegen; auf die Schützengräben und Unterstände, auf alle Batteriestellungen oben in der Hauptstellung rast der brüllende Tod herab. Die Munitionsdepots, Befehlsstellen, Telefonzentralen und die Straßenkreuzungen und Lager im Hinterland meilen- und meilenweit hinter der ersten Linie werden mitten in der Nacht von fauchendem Verderben angefallen ...
Die Kanoniere oben auf den Höhen der deutschen Stellung haben ihre Jacken ausgezogen, haben die Hemdsärmel hochgekrempelt, sie tragen Granaten herbei, sie lassen sie in die Rohre gleiten, und die Rohre brüllen auf, speien unter Blitz und Donner den Tod hinaus, die Rohre machen eine grimmige Verbeugung hinter ihm drein, laufen zurück, laufen wiedr vor, warten erhobenen Maules, lassen sich mit neuem Tod füllen und brüllen ihn wieder in die Nacht.
Die Kanoniere arbeiten mit zusammengebissenen Zähnen, mit weißen Gesichtern und harten Augen. Jeder Griff sitzt, sie schmeißen sich die leichteren Granaten zu und fangen sie auf wie Bälle, sie stoßen sie in die Rohre und ziehen ab. Die Hirne sind eiskalt, die Herzen hämmern, und die Fäuste packen eisern zu.
Vier Jahre lang habt ihr uns berannt, vier Jahre lang habt ihr uns unter eurem Trommelfeuer gehalten, ihr habt unsere Häfen gesperrt, daß wir verhungern sollten, ihr habt Neger und Inder und Japaner gegen uns gehetzt, ihr habt das Gold der Welt gegen uns aufgerufen, ihr habt im Namen der Freiheit und der Menschlichkeit Kosacken und Tataren gegen uns aufgeboten, ihr habt den Schleim giftigster Lügen über uns ausgegossen, ihr habt nicht geruht, bis friedliche Völker, die kaum wußten, wo Deutschland liegt, uns den Krieg erklärten — — —.
Wir haben gewartet und gewartet — jetzt ist es soweit! —

Tanks ...

Der Fernsprechdraht ist längst zerschossen. Schweres Feuer liegt auf der Batterie. Giftgasschwaden kleben am Boden. Niemand kennt die Lage.
Und die Schlacht rückt näher —
Da kommen gegen zehn Uhr vormittags zwei verwundete Infanteristen, 84er, zurück. Sie sind verstört, halb irr.
Man bestürmt sie mit Fragen. Was ist los, ist los?
„Die Engländer greifen in dichten Massen an. Ein Tank dicht neben dem anderen, in zwei, in drei Linien hintereinander. Tanks, so weit man sehen kann!"

Sollte wahr ſein, was dieſe Leute ſagen?
Iſt es Gefechtsangſt, Übertreibung aus augenblicklichem Nervenzuſammenbruch?
Tanks in dichten Maſſen? Unmöglich! — Etwa doch möglich? ...
Und der Gefechtslärm kommt näher.
„Das erſte von links und das erſte von rechts ... heraus aus der Deckung!"
Die Kanoniere ſpringen. Die Deckungsklappen werden herausgeriſſen.
„Kanoniere in die Räder!" ... Beim erſten von rechts ſpannt der Oberleutnant von Köller ſeine Fäuſte mit ein.
Zwei Geſchütze ſtehen frei auf lehmiger Grasnarbe. Die Räder ſinken ein.
Im Trabe ſchleppen Offiziere und Mann Munition.
Zu ſehen iſt nichts, trotz des ſich mehr und mehr verflüchtigenden Nebels.
Vor der Batterie ſind es knapp hundert Schritte bis zum Kamm der flachen, langgeſtreckten Höhe, hinter der die Geſchütze ſtehen ...
Und der Gefechtslärm kommt näher.
Da rennen vorn über die Höhe zwei Mann der Batterie, die letzte Patrouille. Sie ſchreien ſchon von weitem:
„Engliſche Tanks! Gleich ſind die Tanks da!"
Lindemann ſpringt an das erſte von links, Köller zum anderen Geſchütz ...
In ihren Geſichtern iſt eine unheimliche Spannung ...
Lindemann fühlt das Jagen der Pulſe in Hals und Kopf und Fingerſpitzen. Er richtet ſelbſt ...
Die Fäuſte halten Höhen- und Seitenrichtmaſchine ...
Die Patrone ſteckt im Rohr ...
Der Abzugskanonier iſt bereit ...
Die anderen warten wie gebannt ...
Vorn rummelt es, wie wenn ſchwere Laſtkraftwagen den Motor anſpringen laſſen ... Das Geratter kommt näher.
Die Spannung reißt an dem Häuflein Menſchen ...
Wann ſind die Tanks über der Höhe?? ...
Kommen ſie zugleich? Kommen ſie nacheinander? ...
Da tauchen vorn auf der Höhe die Aufbauten des erſten auf ... Rumpelnd ſchieben ſie ſich langſam höher ...
Ein ſchweres Ziel, trotz der Nähe ...
Richtet Lindemann Bruchteile von einem Millimeter zu hoch, dann haut der Schuß weit ins Hintergelände. Richtet er ebenſoviel zu tief, dann wird er ein Abpraller und reißt Löcher in die Luft. Er weiß es.
Bäffpeng ... raus iſt der Schuß.
Nichts?? ... Die Augen freſſen ſich nach vorn! ... Zu hoch ...
Die Pulſe jagen ...
Der zweite ... krach!! ... Aber wo? ... Dort oben hoch in der Luft ...
Abpraller!! ... Zu tief!! ...
Und der Tank rumpelt höher hinauf auf die Höhe. Seine MG-Aufbauten ſind bereits voll ſichtbar.
Aus zwei MG raſen die Garben gegen die Schutzſchilde. Speichen ſplittern, Grasnarbe ſpritzt!

Und die MG knattern wie Niethämmer auf leerem Schiffsrumpf. Hundert Schritte trennen die Gegner.
Der dritte Schuß! ... raus! ...
Vorn fliegen die Fetzen ...
Erledigt.
Da rechts, noch ein Tank!
Größere Entfernung.
Rum das Geſchütz.
Der erſte liegt genau Strich. Der zweite drin.
Rieſige Exploſion. Stichflamme. Erledigt.
Andere tauchen auf. Das Köller-Geſchütz arbeitet tüchtig mit, der Oberleutnant und werdende Generalſtabsoffizier iſt Kanonier geworden.
Die Kerls waren wie umgewandelt.
Auge in Auge ſtanden ſie dem Feind und ſeiner Tankwand gegenüber. Aber welch ein Geiſt beherrſchte ſie!! Berauſchend großartig, ihr Führer ſein zu können. Sie riſſen ſich um Arbeit. Keiner dachte an Deckung. Frei auf dem ebenen Gelände, da war ihr Platz.
„Geſchütz vor!" Ausnutzen die augenblickliche Schwäche des Gegners!! Lindemann ſtemmte ſich unter den Lafettenſchwanz, die anderen in die Räder. Etliche ſchleppten Munition. Rauf auf die Höhe wollte Lindemann, dem Gegner an die Zähne.
Er war noch nicht ganz oben. Da ... zwei Tanks in Fahrt! Fünfzig Schritt!
Lafette ſteht.
In Sekundenſchnelle ſind beide Tanks erledigt.
Was aber iſt das??
Von rückwärts Infanteriefeuer? Vom Neufwald?
Fernglas ... tatſächlich, khakibraun der Engländer.
Dann ſind ſie durch. Im Grunde von Marcoing müſſen ſie ſich eine Gaſſe gebrochen haben. Durch Geländefalten war Lindemann gehindert, dorthin beobachten zu können.
Der Geſchützführer, Unteroffizier Vick, der ſich ſchon in Flandern das Eiſerne Kreuz I. Klaſſe erworben hatte, ſchreit auf. Sein Oberarm iſt zerſchoſſen.
„Die Tommies", ſchreit ein anderer und zeigt nach der nahen Hügelkuppe. Dort ſtehen ſie, knapp hundert Meter. Man kann die Geſichter erkennen. Sie feuern ſtehend freihändig.
Rum das Geſchütz! Die letzten Schüſſe heraus. Dann ſind die Körbe leer.
Was tun? Sich totſchießen laſſen? Hände hochnehmen? Türmen?
Lindemann reißt den Abzugsgriff heraus.
„Zurück zur Batterie!"
Das Geſchütz iſt unbrauchbar. Nun im Laufſchritt über das offene Gelände. Der Feind ſchießt auf die Weichenden. In der Batterie iſt die letzte Munition verfeuert. Auch dort werden die Geſchütze unbrauchbar gemacht.

Fliegerkampf

Also los! — — — Telephon! — — — „Ist Flugplatzwache da? Ja? — — Staffel sofort alarmieren. Sämtliche Maschinen stehen um 5.30 Uhr vormittags startbereit vor den Hallen, sämtliche Besatzungen zum Flug angezogen in Halle I versammelt. Befehl wiederholen! — — Gut! Schluß!" — Heute gibt's was zu tun. Seit 5 Uhr morgens hat sich der Feuerorkan noch bedeutend verstärkt. So geht dies nun schon seit 31. Juli mit nur kurzen Unterbrechungen. Trotzdem kommt der Engländer nur zäh voran. Im Blut und Dreck bleiben seine Angriffe stecken. Ja, wenn er keine deutsche Infanterie gegenüber hätte!

Um 5.15 Uhr vormittags auf dem Flugplatz; alles ist schon da. Die Motore der fünf Flugzeuge laufen, sprühen Funken in der Dunkelheit und verdecken mit ihrem Donner zeitweise das Dröhnen des Trommelfeuers. Die Flugzeugwarte hantieren noch eifrig herum, der Werkmeister schimpft und flucht, der Waffenmeister schleppt mit seinen Gehilfen Maschinengewehre und Munition herbei und läßt zur Probe seine Kugelspritzen lustig gegen den Regenhimmel knattern. — Nun zu den Besatzungen der Halle! Da stehen sie alle, meine 12 „Brüder", mit denen ich zusammengewachsen bin, wie nur je ein Feldsoldat mit seinen Kameraden — und sind doch erst drei Monate beieinander!

Wir warten. — Um 7 Uhr vormittags kommt Mitteilung von der Division: „Englischer Großangriff im Gange. Unsere Vortruppen in die ‚Wilhelmstellung' zurückgedrängt. Diese ist in unserer Hand." — — Wieder warten, neue Ungewißheit! Da rappelt um 8,20 Uhr vormittags das Telephon:

„Hier 121. Infanterie-Division. — Die Division benötigt sofort zur Unterstützung eines Gegenstoßes aus der Wilhelmstellung heraus eine Sturmstaffel. Die Infanterie ist bereits angetreten!" — „Jawohl! In spätestens 20 Minuten sind drei Flugzeuge über der Wilhelmstellung." — Nun kommt Leben in die Bude. In unsere Lederkleidung sind wir schon eingemummt. Schnell eine kurze Besprechung über die Lage und der Befehl: „Flugzeug 3 und 5 fliegen mir nach, ich selbst führe im Flugzeug 4! Auf mein Leuchtsignal beginnt der Angriff mit Maschinengewehr und Handgranate gegen alles, was sich beim Engländer sehen läßt. Hals und Beinbruch!" — Sturzkappe und Brille sind schnell oben. Als erstes braust Nr. 5 über den Platz; mein Flugzeug in der Hand des tapferen Vizefeldwebels Weidner startet zuletzt, jedoch kaum eine Minute nach den beiden anderen. — Pfui Teufel, ist das ein Wetter! Es regnet in Strömen, die Wolken hängen bis auf 100 Meter über der Erde, alle fünf Sekunden muß man sich die Brille abwischen, weil man vor lauter Wasser nichts mehr sieht. Der Regen peitscht ins Gesicht, daß es einem die Tränen in die Augen treibt.

Über unseren Artilleriestellungen wird das Flugzeug hin und her geschüttelt, es hüpft und springt, es zuckt und ruckt. Man merkt die angenehme Nachbarschaft der abgefeuerten deutschen Granaten, die mit uns um die Wette reiten gegen den Engländer. Alle Augenblicke kracht's

unter einem. Man ſucht und ſchaut und vermutet feindliches Abwehrfeuer, denn wir ſind nun ſchon nahe an der Front. Es ſind aber nur Abſchüſſe unſerer eigenen Geſchütze.

Weiter geht's in raſendem Tempo: Moorslede kommt in Sicht, — — ſchon ſind wir drüber. Drunten krachen und qualmen feindliche Granaten, dicke Rauchbäume wachſen aus der Erde hervor, aus denen rotglühende Blitze aufzucken. Ein deutſcher Munitionsſtapel fliegt in die Luft. Von uns aus ſieht ſich's an wie ein harmloſes Feuerwerk — — und doch — und doch — — wie mancher brave deutſche Artilleriſt mag dabei ſein junges Leben aushauchen. — — Weiter, weiter! Wir ſehen Menſchen, eng in waſſer- und ſchlammgefüllte Löcher geſchmiegt: deutſche Infanteriſten. — Mit weißen Geſichtern ſtarren ſie herauf; einzelne, die uns als Freunde erkennen, winken mit Taſchentuch und Mütze. Ich winke wieder: „Ja, wir wollen euch ſchon helfen, ſo gut's in unſeren Kräften liegt."

Weiter, immer weiter, vorwärts raſt der Vogel; wir ſind in der öden Kampfzone. Unten blitzt und kracht's, dampft und qualmt's. Plötzlich tiefes Dunkel um uns: ein herabhängender Wolkenfetzen ſperrt den Ausblick nach unten. — — Durch! — —

Ah! Sieh' mal an, was iſt denn das? Wie ein bunter Schmetterling ſchaukelt und tänzelt da ein wimpel- und kokardengeſchmückter feindlicher Infanterieflieger herum; faſt wären wir mit ihm zuſammengerannt. Er iſt von unſerem Hervorbrechen aus der Wolke ſo überraſcht, daß er ſein Tänzeln vergißt und ſchnurſtracks nach rückwärts-abwärts das Weite ſucht. „Weidner, der muß her!" brülle ich meinem Flugzeugführer in die Ohren. Er viſiert kurz und ſchon rattert ſein nach vorwärts ſchießendes Maſchinengewehr. Leider hat der Tommy das ſchnellere Flugzeug, der Abſtand wird immer größer. Mit aller Kraft drücken wir hinten nach, ſtarr hängen meine Augen am Feinde. Er geht immer tiefer, unſer Höhenmeſſer zeigt 50 Meter Höhe. Links vorwärts von uns, etwa gleich hoch, iſt unſer Flugzeug Nr. 3; Maſchine 5 kann ich nicht finden. — Plötzlich klingt mir's wie hundertfaches Peitſchengeknall im Ohr. Faſt gleichzeitig ſehe ich Flugzeug 3 mit einer ſteilen Kurve „linksum Kehrt" machen und „Richtung Heimat" an uns vorüberflitzen. — Was mag da los ſein? Am Ende den Schneid verloren? — Er verſchwindet! — — Wo ſind wir denn überhaupt? — — Donnerwetter! Da unten liegt ja Freezenberg, uns allen gut bekannt vom Beginn der Flandernſchlacht! Weiter dürfen wir dem Tommy nicht nach, wenn wir wieder einigermaßen heil herauskommen wollen.

Das Peitſchengeknall wird ſtärker, für uns nicht gerade beruhigend, denn wir wiſſen, es iſt Maſchinengewehr- und Infanteriefeuer, das uns gilt. Einige Male hat's in unſerer „Kiſte" ſchon verdächtig geraſchelt, ein Zeichen, daß es nicht lauter Patzer ſind, die da unten ſchießen. — Nach meiner Schätzung ſind wir nun etwa fünf Kilometer hinter der Front — — und nur 50 Meter hoch. Wenn das nur nicht ſchief geht! — — Ich halte nach unten Ausſchau, ob es nichts zum Anpacken gibt. Richtig, da ſteht ja eine Batterie — — ganz offen — — und wie ſie feuert! — —

Schuß auf Schuß blitzt auf! — — — Wartet Freunderle!! — — — Zur Beruhigung erſt vier Handgranaten und dann fährt ein Maſchinengewehrhagel dazwiſchen, daß unten alles davonrennt, ſich in Löcher verkriecht. Sie haben ja keine Deckung gegen uns!

Die Geſchütze ſchweigen. Wir machen „Kehrt", das verdammte Geknalle wird mir etwas unbehaglich. Da ſcheint überhaupt alles, was eine Flinte hat, auf uns zu feuern. Es dauert auch gar nicht lange, da macht's „bumms" und gleich wieder „bumms" in unſerer Maſchine. Den Ton kennen wir beide aus Erfahrung; jetzt haben wir was abgekriegt. Aber wo?? — Ängſtlich horchen wir auf den Motor; doch der brummt ruhig und gleichmäßig weiter. Nur das nicht, ſonſt ſitzen wir mindeſtens in Gefangenſchaft, wenn ſie uns bei der Notlandung nicht gleich erſchlagen! Zu weiterem Suchen nach dem Sitz der Treffer iſt keine Zeit. Ich muß ſchießen, — ſchießen! 100 Schuß, 150, 250 Schuß! Der Gurt iſt durch. Weidner hat in ſeinem Maſchinengewehr 1000 Schuß. Immer wieder kippt er das Flugzeug nach vorn und feuert, was 'rausgeht! Futter gibt's genug. Alles iſt voll Tommys, ganz dick liegen ſie beiſammen in den Granattrichtern.

Endlich ſind wir wieder „draußen" über Moorslede, unſerem Sammelplatz. Doch von meinen beiden Begleitern entdecke ich nichts. — Im Kreiſen lade ich einen neuen Patronengurt. Aufregung und Anſtrengung treiben mir am ganzen Körper das Waſſer heraus, nur — ich weiß nicht, was das iſt — in den Füßen friert's mich ſchauderhaft. Zufällig ſchaue ich nach unten und ſehe — — — eine ſchöne Beſcherung! Das Benzin läuft im Flugzeug nur ſo herum. Bis an die Knöchel ſtehe ich ſchon drin! — Das alſo war das „Bumms" von vorhin. Ich rüttle Weidner an der Schulter und brülle ihm zu: „Schuß im Hauptbenzintank!" — Er nickt. Er nickt immer. Den regt gar nichts auf. — — Ich ſchreie: „Können wir nochmal rein?" Ein Blick ſeinerſeits auf die Benzinuhr und wieder nickt er. — — „Alſo los!" Ein mehrere Meter langer Nebelſtreifen von zerſtäubendem Benzin zieht hinter uns her. Wenn da ein paar Funken vom Auspuff dazwiſchen kommen! Heitere Ausſicht — —! Meine beiden Begleiter ſind ſpurlos verſchwunden, wir ſind allein. Auch andere Flugzeuge ſehe ich nicht. — Und wieder fallen wir über die Engländermaſſen her. Wohin wir feuern, rennt alles, wirft ſich hin, Pferde gehen durch. Herrgott, wenn wir 20 oder 30 wären! Das Angreifen ſollte ihnen ſauer werden. Aber wir allein ſind halt zu ſchwach. — Und wieder iſt ein Patronengurt durchgeraſſelt; mein Waffenmeiſter iſt doch ein tüchtiger Kerl; nicht eine einzige Ladehemmung bisher! Beim Rückfluge ſehe ich zum erſten Male Infanteriſten unſerer vorderſten Linie. Sie ſind ſchwer zu finden, es ſind auch lange, lange nicht ſolche Maſſen wie drüben beim Feind. Da liegen zwei, drei, dort liegt ein Grüppchen von vier bis fünf Mann. Und doch halten ſie die feindlichen Rieſenangriffe auf. Welche übermenſchliche Heldenleiſtung — —! Aber leider liegen ſie ſchon nicht mehr in der Wilhelmſtellung, und von einem im Gange befindlichen Gegenſtoß kann ich auch nichts bemerken. Wer weiß, was ſich da unten inzwiſchen alles ereignet hat. Das erſtemal wär's

ja nicht, daß alle Pläne und Absichten im letzten Augenblick über den Haufen geworfen wurden. — Die armen Kerle unten winken mir zu, winken mit allem, was sie haben: mit Stahlhelm, Gewehr, Mütze und Taschentuch. Anscheinend sind sie durch unsere Anwesenheit erfreut, und das erfüllt mich mit einem wilden Stolz. Auch ich winke ihnen zu, solange ich sie sehe und — — — schon sind wir von neuem über Moorslede, d. h. was wir immer noch „Moorslede" nannten, weil's auf der Karte so hieß. In Wirklichkeit waren es nur wüste Steinhaufen.
Das alte Spiel wiederholt sich: Laden eines neuen Patronengurtes, vergebliches Suchen nach den Kameraden und die Frage an Weidner, „ob's noch einmal ginge". Wieder nickt er! — — Der Benzinnebel, unser treuer Begleiter, zieht noch immer hinter uns her. Ein drittes Mal stürzen wir uns auf den Feind. Gott sei Dank hat der verdammte Regen etwas nachgelassen; jetzt sehe ich auch besser. Nochmals stoßen wir bis auf etwa 50 Meter auf die Infanterie herunter, bis zur letzten Patrone verfeuern Weidner und ich unsere Munition.

Das Ende . . .

„Sie fangen wieder an", bemerkte Herse.
Radtke schwenkte den Lauf hin und her. Der Vogel von vorhin begann wieder zu singen. Die Halme knisterten leise. Die Trichter ringsum starrten schwarz.
Währenddem schob sich die feindliche Linie näher. Sie kamen weich und witternd auf dem elastischen Waldboden heran, eine zehnfache Reihe mit einem Schritt Zwischenraum, Amerikaner, allesamt tadellos bekleidet, bewaffnet, ernährt. Ihre Gesichter waren rosig durchschimmert von all dem ausgesuchten Rindfleisch, mit dem sie sich vollgestopft hatten, ihre Zähne blitzten frisch geputzt. Sie kamen an, eine unabsehbare Schar von trainierten Athleten, lauter ausgezeichnete Boxer, Läufer, Diskuswerfer und Springer, gepflegt, massiert, ausgeruht, nach erprobtesten Methoden zurechtgemacht für den Krieg. Es war eine Wonne, sie so ankommen zu sehen, stramm, platzend von Gesundheit und Muskeln, elastisch federnd, gar nicht zu bändigen, wie die jungen Rennpferde, die lange im Stall gestanden haben und nun endlich herauskommen. Sie tänzelten ordentlich vor Kampfeifer und Abenteuergier, sie bebberten direkt danach, endlich den Startschuß zu hören, damit sie loslegen und mit aller Macht versuchen könnten, einen neuen Rekord im Angriff aufzustellen, gewissermaßen einen Weltrekord in dem sehr seltenen Sport „Krieg". Sie waren in Höchstform und hatten alle Aussicht, eine fabelhafte Leistung mit nach Hause zu bringen, eine erheblich bessere Leistung als diese müden und ein wenig abgemergelten Franzosen, die so schmächtig und verdrossen vorschlichen und keinerlei Spaß an der Sache fanden, diese nicht in Form befindlichen Amateure. Sie würden es ihnen zeigen, wie man den Matsch gewinnt, gleich in der ersten Runde würden sie ihnen einen trockenen Knockout vormachen, der in den Annalen des Kriegssports unvergessen bleiben sollte.

Und ſo gingen ſie durch die etwas morſche und dünne franzöſiſche Linie hindurch, eine dichte Reihe, noch eine, die dritte und die vierte und die fünfte, ſechſte, ſiebente und zehnte, beinahe Schulter an Schulter, mit funkelnden Augen und ein wenig ironiſch grinſenden Lippen, während über ihnen munter und unaufhörlich die Granaten ihre jauchzende Himmelfahrtsbahn zogen und die Rennbahn vorbereiteten, damit ſie eine vorſchriftsmäßig gute Arena fänden, auf der es ſich gut kämpfen ließ. Die Franzoſen ſtarrten ihnen bewundernd nach, einige atmeten auf, ein paar grienten hager und boshaft, wie ſie ſie in dicken Kolonnen nach vorn paradieren ſahen, als ginge es auf den Fußballplatz oder zu einem Maſſenaufmarſch in einem Stadion. Sie hatten alles, was ſie brauchten, nur keine Erfahrung, keine Ahnung. Viel Vergnügen!

Sie gingen flottweg vor, ohne anzuhalten, als gehörte die Welt ihnen. Der Boden dröhnte unten ihren Schritten. Der Wald wimmelte von ihnen. Die Luft war voll von ihren Granaten. Die Felder waren zugedeckt von ihren Geſchützen. Die Wieſen waren verſchwunden unter ihren Reſerven. Alle Sammelſtellen, Fuhrparkplätze, alle irgendwie verfügbaren Flächen waren überfüllt von ihren Laſt- und Perſonenautos, von ihren Munitionsſtapeln und Lebensmitteln. Sie wußten nicht, wohin damit. Alles war erſte Marke, beſte Qualität, ausgeſuchteſte Ware. An den franzöſiſchen Küſten landeten unentwegt neue Ladungen. Auf dem Atlantiſchen Ozean ſchwammen ganze Flotten von Nachſchub an Menſchen und Material. Der Sieg durch Knockout war ihnen ſicher. Mit blitzenden Geſichtern gingen ſie auf die Deutſchen los. Sie erſt mußten kommen, um es zu ſchaffen! Ihre Sportsehre erlaubte es nicht, es nicht zu ſchaffen. Hier kam Amerika! Drauflos für USA!

Und ſo kamen ſie in jeder Beziehung mit zehnfacher Überzahl an den Waldrand und betraten triumphierend und total ahnungslos das freie Feld. Wo waren dieſe verdammten Fritze aus Germany? Wo ſteckten die Kerle? Her mit ihnen!

Und ebenſo kamen ſie von rechts und links aus den Wäldern ins Freie, ein Rieſenmaſſenmeeting von erſtklaſſigem Sportsmaterial. Wie das lebendig gewordene Halbrund eines ungeheuren Stadions ſchoben ſich die Maſſen vorwärts, zwei koloſſale Zangen aus Menſchen und Waffen.

Im Zentrum ihrer Vorwärtsbewegungen lagen die Klee- und Kornfelder voll klaffenden Trichtern, gefüllt mit deutſchen Toten und Verwundeten. Da lagen die Fritze niedergeſchlagen in ihren Stellungen. Es waren nicht viele. Sie ſtaunten, wie wenige es waren, eine dünn getröpfelte Linie, hier einer und da ein anderer. Sie lagen abgemagert in ihren Löchern, ſchäbig bekleidet, unraſiert, hohlbackig und dreckig. Ihre Gewehre waren verſchmutzt und blind, ein bißchen roſtig. Sie machten einen ziemlich verhungerten Eindruck. Wo ſind denn die anderen? Aber ſo weit ſie auch ſuchten, ſie fanden keine. Anſcheinend waren dies alle. Das war ein erbärmlicher Aufmarſch, ein Zeichen von vollkommener Unfähigkeit. Lächerlich!

Sie gingen munter vorwärts. Manche ſprangen über kleine Trichter und veranſtalteten nebenbei einen Wettlauf mit Lachen und Witzen. Wie

ein Bienenſchwarm erfüllten ſie die ganze Landſchaft. Wer konnte ihnen die Spitze bieten?
Die drei Soldaten in ihrem Trichter hoben die Köpfe. Sie ſtarrten über den Erdrand nach vorn und nach allen Seiten. Die Granaten zogen jetzt unabläſſig über ſie weg nach hinten. Hier vorn vermuteten ſie keinen mehr.
„Da!“ ſchrie Herſe plötzlich, und Radtke brüllte es zugleich.
Und im ſelben Augenblick ſah es Albrecht.
„Los!“ ſchrie er.
Es gab ein exaktes Schnappen und Klirren von Metall, eine dreifache Bewegung von äußerſter Wut und Knappheit. Sie waren ſchneeweiß unter ihrer von Dreck und Sonne braunen Haut, als ſie das ſahen: vor ihnen traten ſie aus dem Walde heraus, ſo zahllos viele, als geriete der Wald da plötzlich in Bewegung und käme auf ſie zu. Mann an Mann kam da heran. Die flachen Tellerhelme ſchimmerten matt. Jeder von ihnen war ſo groß und ſtraff, daß die Gewehre wie Spazierſtöcke in ihren Händen erſchienen. Sie ſcherten ſich den Teufel darum, ob etwa noch Deutſche in der Gegend ſeien. Sie erwarteten anſcheinend gar nicht, irgend einem Feind hier zu begegnen. Es kam ihnen wohl nicht im mindeſten in den Sinn, daß die Deutſchen ihnen Widerſtand leiſten könnten. Sie hielten ſich für unüberwindlich.
Albrecht fühlte, wie er dunkelrot vor Erbitterung wurde und in der nächſten Sekunde kalkweiß vor raſender Entſchloſſenheit. Radtke ſchnaufte. Das rechte Auge trat ihm aus der Höhlung, wie er über den Mantel wegſtierte, und Herſe hielt den Gurt in zitternden Händen und gnurgſte und ſtöhnte, als ſei ihm ein Geſchoß durch den Hals gefahren.
„Los!“ ſchrie Albrecht.
Das Maſchinengewehr machte einen knallenden Satz und begann zu feuern. Herumſchwingend ſtieß es ſeinen Strahl aus Feuer und Metall und Rauchdunſt in die Luft. Es ſtand in allen Gelenken bebend da und bohrte ſich mit ſeinen Inſektenbeinen tiefer in die Erde.
Albrecht riß den Karabiner an die Backe und ſchoß. Er war wie beſeſſen. Die Schüſſe dröhnten ihm im Schädel.
Die vorderſte Linie der Amerikaner ſtürzte zuſammen wie eine ſich überſchlagende Welle. Der Geſchoßſtrich raſierte die ganze deutlich ſichtbare Linie auf und ab mit der Pünktlichkeit einer Maſchine, erhob ſich mit einem blitzſchnellen Ruck und fuhr rückwärts in den Wald hinein, in dem es verſchwommen von neuen Geſtalten dunkelte. Aber ſie hatten wohl noch keine klare Vorſtellung von Maſchinengewehrfeuer.
Die Geſchoſſe machten ihnen mit ihrem dünnen Gezwitſcher keinen rechten Eindruck, und dann fanden ſie einen unheimlichen Spaß an der Gefahr, ein herrliches Vergnügen daran, zu kämpfen, vor allem, wo ſie wußten, daß ſie aller Vorausſicht nach gewinnen mußten. Sie koſteten ihre Überlegenheit aus, indem ſie Kugeln wechſelten wie Tennisbälle. Die Partie ſtand gut für ſie. Es war ein ernſthaftes Spiel.
„Wir haben keine Munition mehr“, ſagte Herſe plötzlich, rauh und abgeriſſen. „Das iſt der letzte Gurt.“

Den Soldaten des großen Krieges

Sie haben höher gelitten als Worte sagen.
Sie haben Hunger, Kälte und Wunden
schweigend getragen.
Dann hat man sie irgendwo gefunden:
verschüttet, zerschossen oder zerschlagen.

Hebt diesen Toten hoch zum Gruß die Hand!
Sie sind so fern vom Vaterland gefallen,
die Türme aber ihrer Treue ragen
uns allen, allen
mitten im Land.

Baldur von Schirach

Quellenangabe:

„Großangriff 1918" ist aus dem Buch „Durchbruch Anno 18" von Erhard Wittek (Frankhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart).

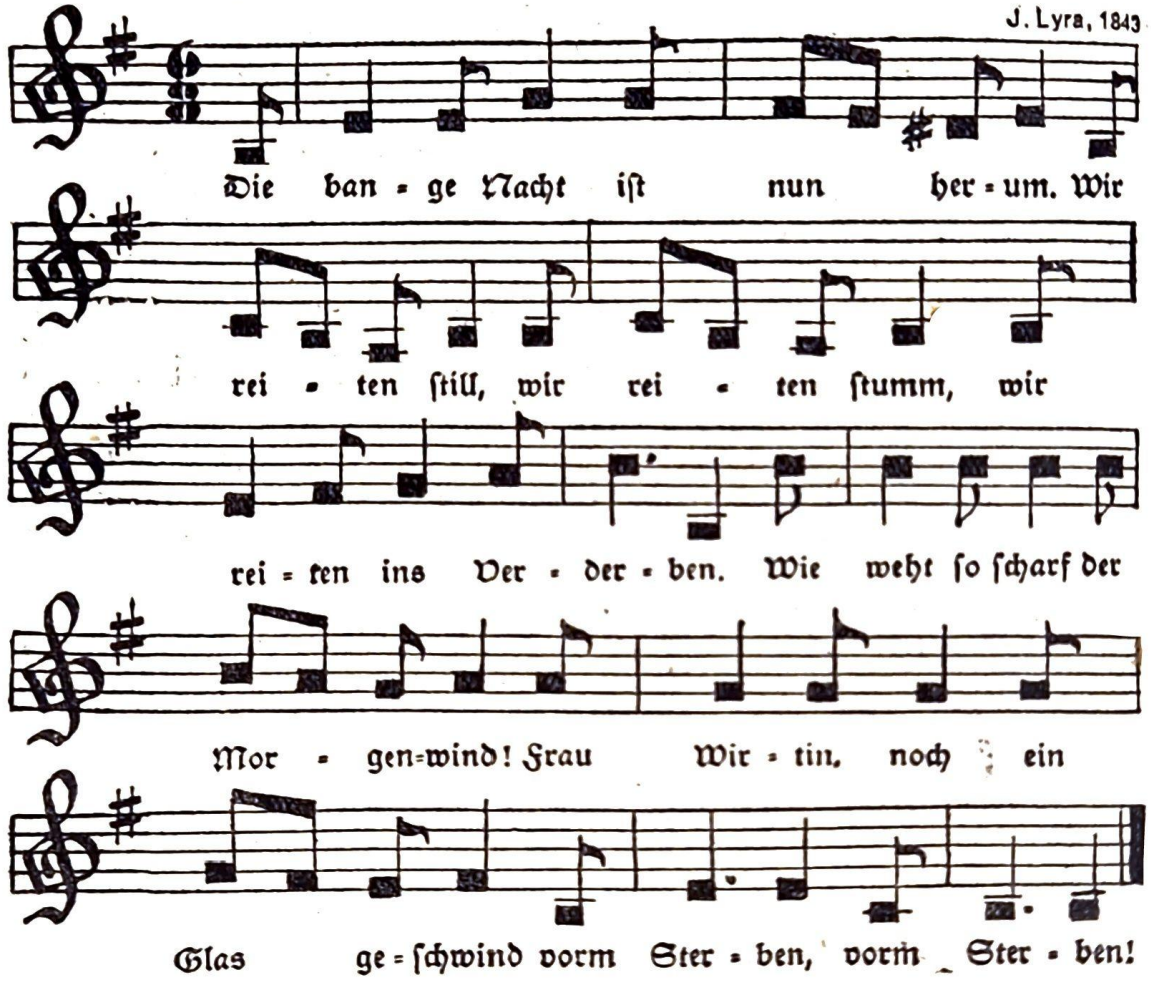
„Tanks" ist aus dem Buch „Die Front des grauen Stahlhelms" (Verlag Teuben, Berlin).

„Fliegerkampf" wurde dem Buch „Flieger in Krieg und Frieden" (Verlag Teuben, Berlin) entnommen.

Das Lied ist aus dem Liederbuch „Uns geht die Sonne nicht unter" (Musikverlag Tonger, Köln).

Das Lied erscheint im Einvernehmen mit dem Kulturamt der Reichsjugendführung.

Die bange Nacht ist nun herum (G. Herwegh · 1843)



Die bange Nacht ist nun herum.
Wir reiten still, wir reiten stumm,
wir reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
vorm Sterben, vorm Sterben!

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
den trink ich, für das Vaterland
zu sterben, zu sterben!

Dem Liebchen, doch das Glas ist leer,
die Kugel saust, es blitzt der Speer:
bringt meinem Kind die Scherben!
Auf, in den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
zu sterben, zu sterben!